

Max Weber

Gelehrtenbriefe 1878–1920

Herausgegeben von
Rita Aldenhoff-Hübinger
und Edith Hanke



Ausgewählte Briefe 2

Mohr Siebeck

Max Weber
Ausgewählte Briefe

II

Gelehrtenbriefe



Max Weber
Gelehrtenbriefe

1878–1920

Herausgegeben von
Rita Aldenhoff-Hübinger
und Edith Hanke

Mit einem Einleitungssessay von
Gangolf Hübinger

Mohr Siebeck

Rita Aldenboff-Hübinger ist Apl.-Professorin für Neuere und Neueste Geschichte an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder).

Edith Hanke ist Generalredaktorin der Max Weber-Gesamtausgabe, München.

Gangolf Hübinger ist Professor em. für Vergleichende Kulturgeschichte der Neuzeit und Senior Fellow am Center B/Orders in Motion an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder).

ISBN 978-3-16-157516-7 / eISBN 978-3-16-159270-6

DOI 10.1628/978-3-16-159270-6

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2020 Mohr Siebeck Tübingen. www.mohrsiebeck.com

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für die Verbreitung, Vervielfältigung, Übersetzung und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Gulde-Druck in Tübingen gesetzt und auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und gebunden.

Den Umschlag entwarf Uli Gleis in Tübingen. Umschlagabbildung: Ausschnitt aus: Max Weber auf der Lauensteiner Kulturtagung im Herbst 1917; Deutsches Literaturarchiv Marbach, Lauensteiner Tagungen, Album 2; © Alfr. Bischoff Jena/ DLA Marbach.

Printed in Germany.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	VII
-------------------	-----

<i>Gangolf Hübinger</i> „Von Beruf: <i>Gelehrter</i> “	IX
---	----

Gelehrtenbriefe

Lebensführung 1878–1920	3
Politik 1878–1920	87
Wissenschaft 1891–1920	163

Verzeichnisse und Register

Zur Briefausgabe	229
Drucknachweise	231
Abkürzungsverzeichnis	237
Abbildungsnachweise	243
Personenregister	245

Vorwort

Hiermit legen wir den zweiten Band der Ausgewählten Briefe Max Webers vor. Noch stärker als die „Reisebriefe“ in Band 1 sind die „Gelehrtenbriefe“ eine Auswahl der über 3.500 Briefe, die in elf Bänden der Max Weber-Gesamtausgabe zwischen 1990 und 2019 erschienen sind. Sie zeigen, wie Max Weber als „Gelehrter“ in einer Zeit voller Spannungen und Widersprüche auf den unterschiedlichsten Feldern agiert. Allein die Unterteilung der Gelehrtenbriefe in die Bereiche Lebensführung, Politik und Wissenschaft macht indes deutlich, wie eng verwoben diese Lebenssphären sind. Die Auswahl will wiederum das Weber-Typische in den Blick nehmen, seinen „besonderen“ Zugang zu den Dingen. Wir verstehen sie als eine Einladung zum Weiterlesen der Briefe in der Max Weber-Gesamtausgabe.

Wir danken Gangolf Hübinger für den Einleitungssessay, der unter dem Briefzitat „von Beruf: *Gelehrter*“ kenntnisreich in die vielschichtige Briefkultur Max Webers einführt. Unser Dank gilt dem Verlag Mohr Siebeck, insbesondere Henning Ziebritzki, Martina Kayser und Susanne Mang, für die Förderung und zuverlässige Umsetzung unserer Idee.

Frankfurt (Oder) und
München, im Oktober 2019

Rita Aldenhoff-Hübinger
Edith Hanke

Gangolf Hübinger

„Von Beruf: *Gelehrter*“

Im Frühjahr 1920 hatte Max Weber genug von der Politik und dem alltäglichen Bohren dicker Bretter. Er trat aus der Deutschen Demokratischen Partei aus, für die er in der Revolution von 1918/19 so entschieden gekämpft hatte. Dem Parteivorsitzenden Carl Petersen schrieb er zur Begründung: „Der Politiker soll und *muß* Kompromisse schließen. Aber ich bin von Beruf: *Gelehrter*“.

Der politische „Kompromiß“, den Weber hier nicht mittragen wollte, war die Beteiligung der DDP an der zweiten Sozialisierungskommission und die Absicht, ihr Ausschussmitglied Weber dorthin zu entsenden. Eine weitreichende Sozialisierung aber hielt Weber für volkswirtschaftlichen „Unsinn“ und fühlte sich durch die „*wissenschaftlich* geschulten Mitglieder“ der Sozialdemokratie darin bestätigt. Grundfragen zum Verhältnis von Politik und Wissenschaft waren es, die ihn mit diesem Brief zum Abschied von der aktiven Politik bewogen: „Der *Gelehrte darf* keine Kompromisse schließen und ‚Unsinn‘ *nicht* ‚decken‘. [...] Ich würde als Verbrecher an meinem Beruf handeln“ (161)*.

I.

„Gelehrter“ und „Beruf“. Zeit seines Lebens kreisen Webers Gedanken um das Bild des „Gelehrten“ und den Begriff des „Berufs“. Sie ziehen sich stärker noch durch seine Briefe als durch sein Werk, in dem „Wissenschaft als Beruf“ einen besonders prominenten Ort hat. Im Februar 1892 – das Referendariat, „diese vierjährige Wüstenpilgerfahrt“ durch preußische Gerichte, und die Habilitation an der Universität Berlin sind abgeschlossen – quält sich der 27jährige

seiner Cousine und Jugendfreundin Emmy Baumgarten gegenüber mit erheblichen Zweifeln, den „Docenten-Beruf“ zu ergreifen: „Ein eigentlicher Gelehrter [...] bin ich nun einmal nicht; wissenschaftliche Thätigkeit ist für mich zu fest mit dem Begriff einer Ausfüllung der Mußestunden verknüpft, so sehr ich einsehe, daß die Teilung der Arbeit es mit sich bringt, daß man sie erfolgreich nur bei Hingabe der ganzen Persönlichkeit betreiben kann“ (25 f.).

Mit „Persönlichkeit“ klingt hier ein weiteres Lebensmotiv an, lange vor seinen Schriften zur protestantischen Berufsethik oder zu den Wechselwirkungen von „Persönlichkeit und Lebensordnungen“. „Persönlichkeit‘ [...] hat nur der, der *rein der Sache* dient,“ wird es in „Wissenschaft als Beruf“ heißen.¹ In gleicher Weise gelte es für „Politik als Beruf“ und überhaupt für eine selbstbestimmte „Lebensführung“, auf die Weber größten Wert legte.

Der Band „Gelehrtenbriefe“ gibt einen unmittelbaren Einblick in die Art von Webers eigener „Persönlichkeit“ im Umgang mit Familie, Freunden und Kollegen, im Streit um politische, soziale und kulturelle Werte und Ziele, in der alltäglichen Arbeit an einer Verwissenschaftlichung des sozialen Ordnungsdenkens.

Weber empfand sich als „Sohn der modernen europäischen Kulturwelt“.² Als solcher beobachtete und beschrieb er die revolutionären Veränderungen seiner Epoche. Er erlebte Anfang und Ende des Deutschen Kaiserreichs, sah Glanz und Elend einer politisch geeinten Nation, die sich als dynamischer Industriestaat unter den imperialistischen „Weltmächten“ behaupten wollte. Er sezierte die kapitalistische Weltwirtschaft, in der plötzlich amerikanisches Getreide billiger auf die rheinischen Märkte kam als das aus Ostelbien. Amerika sensibilisierte ihn zugleich, sich intensiv den neuen und „verwickelten Kulturproblemen der Demokratie“ (187) zu widmen. Die „moderne Kulturwelt“, das war auch der Takt der „Großstadt“ mit der Vielstimmigkeit ihrer täglichen Massenpresse und den frei rivalisierenden Weltbildern religiöser oder profaner Art. Immer wieder lässt sich aus den privaten wie den politischen oder wissenschaftlichen Briefen herauslesen: die moderne Lebenswelt erweist sich als eine Welt ewiger Spannungen zwischen gegensätzlichen politischen Orientierungen, wirtschaftlichen Interessen, ästheti-

schen Vorlieben oder religiösen Glaubenssätzen. Ob im alltäglichen Leben oder im gelehrten Disput, die Töchter und Söhne der modernen Kulturwelt hatten täglich zu entscheiden, nach welchen „Bourgeois-Qualitäten“ (45) sie leben oder wie sie ihr „volles Menschentum“ (70) verwirklichen wollten.

Geboren wurde Max Weber am 21. April 1864 in Erfurt. Er wuchs in Charlottenburg auf, studierte in Heidelberg, Straßburg, Berlin und Göttingen und begann seine akademische Karriere 1893 als außerordentlicher Professor für Handelsrecht in Berlin. Nach ordentlichen Professuren für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft in Freiburg und Heidelberg führte er seit 1903 das Leben eines Privatgelehrten, erzwungen durch eine psychosomatische Krankheit. Als führendes Mitglied im „Verein für Socialpolitik“, als Mitherausgeber des „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ und als Gründungsmitglied der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ war er in wissenschaftlichen Kreisen prominent bekannt. Intellektuelle Brillanz machte ihn zu einer Größe im Heidelberger Gelehrtenmilieu. Der nationalen wie internationalen Öffentlichkeit und den politischen Eliten schlagartig geläufig wurde er mit dem welthistorischen Jahr 1917. Er provozierte durch seine publizistischen Interventionen, führte einen engagierten Wahlkampf für die DDP, war im Dezember 1918 Sachverständiger bei den Beratungen über eine demokratische Verfassung der neuen deutschen Republik und im Mai 1919 bei den Friedensverhandlungen von Versailles. Im Anschluss trat er in München eine Professur für Gesellschaftswissenschaft, Wirtschaftsgeschichte und Nationalökonomie an. Weber starb am 14. Juni 1920. Als Klassiker der europäischen Moderne und ihrer Genese wird er heute weltweit gelesen.

Welches Bild von einem „Gelehrten“ kommuniziert Weber in seinen Briefen, und welchen Typus stellt er selbst dar? In der europäischen, besonders in der deutschsprachigen Kulturtradition rangiert der „Gelehrte“ ganz oben auf der Skala der gesellschaftlichen Wertschätzungen. Der von Max und Marianne Weber intensiv gelesene Johann Gottlieb Fichte hielt Ende des 18. Jahrhunderts „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten“, in denen er ihn als

„Lehrer des Menschengeschlechtes“, bürgerlichen „Lebensführer“ und „sittlich besten Mensch seines Zeitalters“ pries. Noch dem im Hause von Webers Eltern verkehrenden Historiker Heinrich von Treitschke galt er als „Führer der Nation“. Für Weber selbst jedoch war die im „Gelehrten“ konzentrierte Einheit von Lebensführung, Wissenschaft, Politik und Publizistik definitiv zerbrochen. Die „moderne Kulturwelt“ schätzte zwar nach wie vor hohe Bildungs-ideale und universales Bildungswissen. Zugleich zwang sie die „Gelehrten“, sich zu beschränken. Der Gelehrte modernen Typs tritt um 1900 in begrenzten und vor allem getrennten Rollen auf, als Koryphäe auf seinem spezialisierten Fachgebiet, als sachkundiger Berater bei politischen Entscheidungen oder als öffentlicher Intellektueller, der publizistisch in die Ideenkämpfe der Zeit eingreift. Wie kein anderer Gelehrter seiner Epoche hat Max Weber deshalb darauf insistiert, „Wissenschaft als Beruf“ und „Politik als Beruf“ als separierte „Lebensordnungen“ zu begreifen, die ihren je eigenen Regeln und Gesetzen folgen. Persönlich und in seinen Zeitungsartikeln oder politischen Essays hielt er diese Trennung jedoch kaum durch. Die Briefe zeigen ihn als einen streitbaren Gelehrten-Intellektuellen von „radikaler“ Bürgerlichkeit. Fünfzehn Jahre lang, zwischen 1903 und 1918, lebte und wirkte Weber als Privatgelehrter, stets eingebunden in das akademische und intellektuelle Milieu seines Wohnorts Heidelberg. Das Familienvermögen erlaubte ihm bis gegen Ende des Weltkrieges eine sorgenfreie Existenz.

Max Webers Epoche dürfte die letzte mit einer ausgeprägten bürgerlichen Briefkultur gewesen sein, in die auch er selbst von Jugend an hineinsozialisiert worden war. So herrschte in den großbürgerlichen Familien aus Besitz und Bildung eine starke Berichtspflicht. Die schriftliche Kommunikation mit den Eltern, Onkeln, Tanten, Cousins und Cousinen hatten ausführlich beschreibend, sprachlich geschliffen, auch moralisch und politisch urteilsfest zu sein. Webers Briefe liefern bis zuletzt gute Beispiele, wie sich im Medium „Brief“ Gemeinschaftsbindungen festigen. Aus seinen Briefen lernen wir ebenso die Verhaltensmuster bildungsständischer Differenzierung kennen, die Formen der Geselligkeit mit ihren ein- und ausgrenzenden Kreisen, Sympathien und Aversionen.

Wie andere Gelehrten-Korrespondenzen belegen auch Max Webers Briefe den sprichwörtlichen Zusammenhang von Konnubium, Kommensalität und Kommunikation.

Unter drei Aspekten bieten die für diesen Band ausgewählten Briefe einen unmittelbaren Zugang zu Webers bewegtem Gelehrtenleben und beleuchten zugleich die historische Epoche, die wir mit ihren avantgardistischen Aufbrüchen und massendemokratischen Ansprüchen die „klassische Moderne“ nennen. Sie erfassen die äußere wie innere Seite seiner persönlichen Lebensführung, von beruflichen Entscheidungen und finanziellen Sicherungen bis zu religiösen, ästhetischen und erotischen Anschauungen und Verhaltensweisen. Sie porträtieren „Max Weber als Politiker“ (Karl Jaspers), als leidenschaftlich intervenierenden homo politicus in die Konflikte des Deutschen Reiches. Und sie vermessen den Aktionsradius auf seinem ureigenen Feld, der „Wissenschaft als Beruf“.

II.

Sehr offen ist in den Briefen von Geld die Rede. Der junge Weber empfand die finanzielle Abhängigkeit in der vierjährigen Assessorzeit ohne Gehalt, die sich an sein Studium anschloss, und die Zeit als Privatdozent mit bescheidenen Kolleggeldern als „das weit-aus Peinigendste“, das noch sein Werben um Marianne Schnitger belastete. Die ersehnte bürgerliche „Selbständigkeit“ (32 f.) bot ihm erst der Ruf nach Freiburg und nach seinem freiwilligen Ausscheiden aus dem Staatsdienst das jeweilige Familienvermögen, das ihm durch Mutter Helene und Ehefrau Marianne zur Verfügung stand. Nicht zuletzt ermöglichte es ihm seit dem Jahr seiner Eheschließung 1893 ein gelehrtenpolitisches Engagement, wie für den sozialprotestantischen Pfarrer Friedrich Naumann, den späteren liberalen Parteiführer und engen Freund, da „ich jetzt nur ein kleiner, später aber ein größerer Capitalist sein werde“ (36). Im Oktober 1918 war es damit zu Ende, nachdem der patriotische „Capitalist“ einen erheblichen Teil des Vermögens in Krieganleihen gesteckt hatte und gezwungen war, eine hinreichend besoldete Professur in Wien, Bonn oder München anzunehmen. Einmal mehr rückte er

seine Gelehrtenexistenz in die größeren zeithistorischen Kontexte, wenn er seiner Cousine Alwine Müller gegenüber seine Finanzverhältnisse offenbarte. „Leute wie *ich* sind äußerlich wie innerlich ‚Luxusexistenzen‘“ sinnierte er im Selbstzweifel, welche Rolle „Gelehrte“ angesichts der Sorgen einer im Krieg ausgelagten und verarmten Gesellschaft um das „täglich Brot“ spielen können: Äußerlich sei er zu jedem Opfer bereit. „‚Innerlich‘ ist es schwieriger, mein innerer ‚Beruf‘ ist: Gelehrte Arbeit und gelehrte Fachlehre. Und eben das braucht die Nation jetzt nicht“ (75).

Ob äußere oder innere Entwicklung seines Gelehrtenlebens, beides war nicht denkbar ohne den Rückhalt in der Familie und durch die „Gefährtenehe“ mit der intellektuell eigenständig agierenden Marianne Weber. Bildungsbürgerliche Familien pflegten eine ausgeprägte und ausgedehnte Briefkultur. Max Weber sprach von der seit Jugend eingeübten „Berichterstattungsverpflichtung“ (102). Darin schulte er persönliche Ausdruckskraft und geschärfte Beobachtungsgabe, so zum Weihnachtsfest von 1878, das dem Vierzehnjährigen unter anderem „III Bände Curtius, Geschichte der Griechen“ bescherte (6), oder zum festlichen Einzug des Kaisers in Berlin nach dessen Genesung von einem Attentat kurz zuvor (89–95). Schon früh machte es Weber zu seinem persönlichen Stil, in Glückwunsch- oder Kondolenzbriefen innere Anteilnahme an den Geschicken von Familie, Verwandten und nahen Bekannten mit übergreifenden kulturellen Sinnorientierungen zu verbinden.

Es sind vor allem private Briefe, die uns über seine schwere Krankheit unterrichten und über eine Privatgelehrtenexistenz, die bei manisch-depressiven Schüben mit temporärer Einschränkung der Arbeitsfähigkeit und lebenslanger Einnahme von Medikamenten verbunden war. Noch 1918 sah sich Weber gegenüber seiner Geliebten Mina Tobler am „anderen Ufer“ des Lebens stehen, „das andre Ufer“ mit seiner gewissen Einsamkeit gegenüber allen Gesunden, auch den Nächststehenden, ist mir ja vertraut“ (73).

Gleichwohl war Weber im Heidelberger Gelehrtenmilieu alles andere als der unsichtbare Mythos, zu dem er gern stilisiert wurde. Das Haus Weber war ein durchaus stadt- und landesweit bekannter Ort akademischer Geselligkeit. Bezeugt sind die regelmäßigen Be-

suche, die aktive Teilnahme am Eranos-Kreis „über Fragen der Religionsgeschichte und Religionsvergleichung“ (55 f.) und am sonntäglichen „jour fixe“ in der Ziegelhäuser Landstraße 17, dem heutigen Max-Weber-Haus und Internationalen Studienzentrum. Paul Honigsheim, ein regelmäßiger Teilnehmer, der in engem Kontakt mit Weber und dessen Hausgenossen Ernst Troeltsch 1914 in Heidelberg promoviert wurde, sprach sogar von einem regelrechten „Max-Weber-Kreis“, in den man jedoch nur durch radikalen Individualismus und Intellektualismus, durch „Besessenheit im Geiste“ gelangte. Das Spektrum reichte bis zu Revolutionären wie Georg Lukács, Ernst Bloch und Ernst Toller, die „so oft in der Ziegelhäuser Landstraße Tee getrunken hatten.“³

In keiner Weise spricht aus den Briefen jedoch nur ein „geistbesessener“ Asket. Sie sind voller sinnlicher Eindrücke zu Opern- und Theaterbesuchen, Reisen⁴ und Lektüren. Eine Kostprobe seiner ästhetischen Urteilskraft liefert seine Deutung zu Stefan George, in dessen Dichtung er „ganze Provinzen seelischer Empfindungsmöglichkeiten“ ausmacht, aber auch ein „Streben nach Selbstvergottung“ mit einem prophetischen Hang zur „Sekten-Bildung“. Mit seiner erhitzten „Kritik am Rationalismus, Capitalismus u.s.w. [...] ohne Positives bieten zu können“, sei er „auf einen toten Strang gerathen“ (57–59).

Webers Heidelberg erwies sich in der Epoche der klassischen Moderne als ein Experimentierfeld geistiger und sinnlicher Lebensführung und Lebensbetrachtung, intellektuell hochgezüchtet und begierig auf Neues, ästhetisch hochsensibel und erotisch grenzüberschreitend. Offen schrieb Weber über Erotik als anarchische Kraft. Zwar brachte er Kants ethische Imperative gegen die „Freud'schen ‚Enthüllungen‘ aus dem Reich des ‚Unbewußten‘“ in Stellung (50). Seine Liebesbeziehungen zu Mina Tobler und zu Else Jaffé machten ihm aber auch bewusst, wie sehr „Schicksal“, „Schuld“ und „Frevel“ zu dem gehören, was „uns zu Vollmensch“ macht (69 f.). Die späte Beziehung zu der von ihm 1901 promovierten Else Jaffé empfand er als „Erlösung“ aus dem intellektuellen „Eisschrank“, in den ihn sein rigoristisches Gelehrtenleben getrieben habe (80). Die intime Begegnung mit Else half ihm, die „Spaltung“ zu über-

winden, „die das quellende Leben zu einem tückischen Todfeind des Geistigen macht.“ Die neue Erfahrung von „Körperlichkeit“ machte ihm jedoch einmal mehr seine schwelende Krankheit bewusst, die „mit tausend Mitteln und Giften, von Opium bis Kokain, niedergeknüppelt werden muß“ (81 f.). Die Nähe zu Else Jaffé hatte seine Entscheidung beeinflusst, ein Angebot der Universität Bonn auszuschlagen und von Heidelberg nach München zu gehen und dort eine Professur für „Gesellschaftswissenschaft, Wirtschaftsgeschichte, Nationalökonomie“ anzunehmen. Im April 1919 gesteht er Else, was ihn in seinem „Gegenwartszustand“ so zerreißt: die „Einheit unbedingter Hingabe“, wie er sie mit ihr erlebe, und die Aussicht, wieder lehren zu müssen mit dem Zwang zu „richtiger Kollegvorbereitung“ (82 f.).

In den revolutionären Kulturbrüchen um 1900 mit den frei ausgetragenen Ideenkämpfen hat wohl niemand so eindringlich über die unlöslichen „Spannungen“ zwischen den unterschiedlichen „Lebensordnungen“ und über die modernen Eigengesetzlichkeiten von Wissenschaft, Politik, Religion, Ästhetik und Erotik nachgedacht wie Max Weber. Mit „Persönlichkeit und Lebensordnungen“ bringt er es 1917 in einem Vortragstitel für die Lauensteiner Kulturtagung auf eine prägnante Formel.⁵ Gerade in der Kommunikationsform persönlicher Briefe kommt zum Ausdruck, wie sehr Weber von sich selbst wie von seinen Briefpartnern fordert, sich in seiner Lebensführung zu einer selbstbestimmten „Persönlichkeit“ zu bilden. Diese Grundidee von Bildungsbürgerlichkeit, zu der Weber erstaunlich oft Goethe zitiert, finden wir in seinen Briefen in einer rigorosen und emphatischen Variante. Zu ihr gehört das Gebot zu einer *vita activa* mit der Verpflichtung, sich politisch zu artikulieren und Stellung zu beziehen.

III.

Webers „politische“ Briefe sind unverzichtbar für das Verständnis seiner kontinuierlichen Einmischung in die öffentlichen Konflikte und seiner einschlägigen Schriften zu Sozialreform, Staatsverfassung oder Herrschaftsstrukturen. Vertraut war er damit bestens

durch die Familie. Vater Max Weber sen., Berliner Stadtrat und liberaler Reichstagsabgeordneter, führte ein offenes Haus, „Treitschke hat jetzt wieder etwas angefangen, gesellschaftliche Beziehungen zu uns anzuknüpfen“ (109f.). Zu Treitschkes stärksten Gegnern im Streit um Liberalismus und Antisemitismus gehörte Webers Onkel, der Straßburger Historiker Hermann Baumgarten. Mit ihm tauschte sich der junge Max aufs Ausführlichste aus und schulte das klare politische Urteilen. Ihm verdankte er auch die lebenslange Hochschätzung der Reichsgründungsära bis 1878 als Durchbruchphase und Auftrag liberalen bürgerlichen Selbstbewusstseins, bevor durch Bismarck „das Parlament gebrochen“ wurde (146). Mutter Helene Weber investierte erhebliche Arbeitskraft und Teile ihres Vermögens in die Charlottenburger Sozialpolitik und zur Unterstützung sozialprotestantischer Pfarrer. Als es 1905 einmal wieder um den familiären Vermögensstand ging, der nicht zuletzt Webers Status als Privatgelehrter sichern musste, beklagte sich Max bei Bruder Alfred über zu hohe Monatsausgaben der äußerst asketisch lebenden Mutter, „systematische *Bestellung* von irgend einer Seite oder eine ganz unmöglich so fortzusetzende Wohlthätigkeit muß der Grund sein“ (189).

Beide Linien, die einer liberalen Verfassungs- und Weltpolitik beim Übergang in das Zeitalter der Massendemokratie, und die einer sozialpolitischen Verantwortung zur Zähmung der kapitalistischen Klassengegensätze, sind als familiäres Erbe in Webers politisches Denken eingegangen. Gerade seinen Briefen ist zu entnehmen, wie aufmerksam er als den entscheidenden Makel der politischen Entwicklung registrierte, dass auf die gefeierte äußere Reichsgründung nach der Entmachtung des Liberalismus von 1878 keine innere Reichseinigung folgte. Unter seinen juristischen Kommilitonen, der nachwachsenden Elite in Politik und Verwaltung, erregte ihn ein gedankenloses „Bismarck-sans-phrase“ (107), gepaart mit einem dumpfen Antisemitismus. Auf das Herrschaftssystem im Übergang von Bismarck zum „persönlichen Regiment“ Kaiser Wilhelms II. münzte er schon 1891 den Begriff „versteckter Cäsarismus“ (114). Je mehr er sich mit dem sozialistischen Sozialwissenschaftler Robert Michels befreundete, desto stärker stieß ihm die

Ausgrenzung solcher Köpfe aus der Wissenschaft wie aus dem politischen Leben auf, „möge er *noch so tüchtig* sein“. Den Hauptgrund suchte er bei seiner eigenen Klasse, bei der „Feigheit“ und „Furchtsamkeit des deutschen Bürgertums“ (127 f.). In der Selbstaufklärung des Bürgertums über die schon in der Revolution von 1848 proklamierten Ideen von Einheit und Freiheit sah er sein politisches Betätigungsfeld. Übersetzt in die „*Lebensfrage* des Deutschtums“ (122) seiner eigenen Epoche bedeutete das für ihn die machtpolitische Weltgeltung der Nation in der ökonomischen Konkurrenz mit den englischen, französischen und amerikanischen „Weltmächten“, und zu deren Stärkung einen entschiedenen sozial- und verfassungspolitischen Reformkurs im Inneren. Die demokratische Überwindung des wilhelminischen „*Schein*constitutionalismus“ (125) stand für Weber unter einem Primat der Weltpolitik.

Briefkorrespondenzen dienten Weber vielfach der Selbstüberprüfung und boten die beste Gelegenheit, „ein Inventar der mich zur Zeit bewegenden Fragen aufzunehmen“ (116). In einem ausführlichen Austausch mit Friedrich Naumann, der Ende 1906 für die Freisinnige Vereinigung mitten im Reichstagswahlkampf stand, riet Weber, „eine stark *offne* parlamentarische Verwaltungscontrolle“ und eine „Stützung der gewerkschaftlichen Elemente in der Sozialdemokratie“ sollen helfen, „demokratische‘ *und* zugleich ‚nationalpolitische‘ Ideale“ durchzusetzen. Das sei dringend erforderlich, um „unsere ganze Weltstellung“ zu befestigen, statt sie durch „dynastische Prestige-Politik der großen Worte“ andauernd aufs Spiel zu setzen (alle Zitate 125 f.).

Ein politisches Betätigungsfeld vor dem Ersten Weltkrieg bot Weber der von Gustav Schmoller 1872 gegründete und von Gelehrten dominierte „Verein für Socialpolitik“. Erklärtes Ziel der aus Professoren, Verwaltungseliten und Sozialreformern bestehenden Vereinigung war die wissenschaftliche Beratung der Transformation des jungen Nationalstaates in eine kapitalistische Industriegesellschaft. Vom Beginn seiner wissenschaftlichen Karriere an bis zum Revolutionsjahr 1919 nutzte Weber den Verein für Socialpolitik Weber als Forum für seine Reformideen und für kollegiale Verständigung.

Im Weltkrieg teilte Weber, der in Uniform als militärisches Mitglied im Rang eines Hauptmann in einer badischen Reservelazarettkommission arbeitete, für die erste Zeit die vorherrschende Sieges- und Trauersprache. Er kondolierte zum „Heldentod“ und spürte einen kriegerischen Geist „von strahlender Herrlichkeit“ (133 f.). Die deutschen Pläne, einen unbeschränkten U-Boot-Krieg zu führen, veränderten im Frühjahr 1916 seine Einstellung. Eine Denkschrift, mit der er über die Folgen eines Kriegseintritts der USA aufklären und der „geradezu hysterisch erregten sogenannten ‚öffentlichen Meinung‘“ entgegenwirken wollte, übersandte Weber dem Staatssekretär des Äußeren Gottlieb von Jagow mit der Warnung, „daß das Eingreifen Amerikas nicht gerade unseren Untergang, wohl aber den Verlust des Krieges“ bedeuten würde (140). Als die USA tatsächlich im April 1917 in den Krieg eintraten, lässt sich entlang der Korrespondenzen Schritt für Schritt verfolgen, wie sich Webers politische Agenda von außenpolitischen Zielen, etwa einer „Festlegung kolonialer Interessensphären in kulturlosen Gebieten wie Afrika“ (144), auf innenpolitische Probleme verschob. Dazu griff er mit Zeitungsartikeln, Zeitschriftenbeiträgen und Broschüren immer schärfer in die polarisierten Meinungskämpfe ein, um seine „Ideen von 1918“ zur Geltung zu bringen.⁶ Noch in einem Brief an Erich Ludendorff vom Mai 1919, in dem er den Generalquartiermeister vergeblich bewog, sich den Alliierten zu stellen, bekannte er sich als Anhänger der parlamentarischen Monarchie (159), hielt jedoch das Kaisertum durch die Unglücksfigur Wilhelms II. für völlig diskreditiert. Von zwei Verfassungsreformen versprach er sich schon seit dem Frühjahr 1917 grundsätzliche Abhilfe. Zum einen von der Einführung des allgemeinen Wahlrechts auch in Preußen, damit „das Wahlrecht *keines Mannes, der im Felde gestanden hat, hinter dem irgend eines Dabeimgebliebenen zurückstehen darf*“ (145); zum zweiten von der strikten Parlamentarisierung des Reiches nach englischem Vorbild, von der Aufwertung des Parlamentes zur politischen Elitenrekrutierung, als „Stätte der Führer-Auslese“ (146). Wir finden hier die Eckpfeiler von Webers politischer Soziologie und Demokratietheorie.

Nach dem verlorenen Krieg konstatierte Weber illusionslos den Beginn der „angelsächsischen Weltherrschaft“, denn „mit einer weltpolitischen Rolle Deutschlands ist es vorbei“ (151). In die revolutionären Kämpfe um die deutsche Neuordnung griff er als Redner und Wahlkämpfer für die DDP ein. Nachdem ihn die DDP in ihrer Frankfurter Mitgliederversammlung nominiert hatte, wähnte er sich für einen Moment sogar zum Spitzenkandidaten gekürt, um mit einem Reichstagsmandat in die Politik zu wechseln. Hugo Preuß ließ er wissen, „auf ‚Demagogie‘ in der Formulierung von ‚Schlagworten‘ verstehe ich mich etwas“ und ging davon aus, „daß ich in Frankfurt ziemlich sicher gewählt werde“ (153). Obwohl ein Soziologe moderner Massenparteien, unternahm Weber in der Praxis jedoch nichts, im vorgesehenen hessischen Wahlkreis persönlich um Stimmen zu werben und unterlag dem Frankfurter Bürgermeister Hermann Luppe.⁷ Statt „Politik als Beruf“ blieb es bei gelehrtenpolitischen Engagement, das aber an führender Stelle. Im Reichsamt des Innern nahm er im Dezember 1918 an den Beratungen zu einer neuen Reichsverfassung teil. Bei der Friedenskonferenz in Versailles gehörte er im Mai 1919 einer vierköpfigen Professorendelegation an, welche helfen sollte, die Zuweisung einer alleinigen Kriegsschuld an Deutschland zu verhindern. Bereits im Februar 1919 war im Hause Weber eine „Arbeitsgemeinschaft für Politik des Rechts“ (Heidelberger Vereinigung) gegründet worden. Sie sollte auf die Siegermächte einwirken, die „Vertretung des deutschen Selbstbestimmungsrechts“ zu wahren, wie Weber bei der Übersendung des Programms an die Frankfurter Zeitung schrieb (156), mit der er in politischen Fragen eng zusammenarbeitete.

Im April 1920 kündigte Weber seinen definitiven Rückzug aus der Politik an, wie im Brief an den DDP-Vorsitzenden Carl Petersen eingangs zitiert. Am selben Tag schrieb er fast gleichlautend, nur einen Ton schärfer an seine Schwester Clara Mommsen: „Da mir von der Partei (Senator Petersen, ein Prachtkerl) die Zumutung gestellt wird: die ‚Sozialisierung‘ mit zu besorgen, die ich für ‚Unsinn‘ halte zur Zeit, trete ich aus: der Politiker *muß* Kompromisse machen [...] der Gelehrte *darf* sie nicht decken.“⁸ Keine Wendung drückt besser aus, wie Weber sich die Trennung von Politik und

Wissenschaft wünschte, und worin er seine eigene Aufgabe als „Gelehrter“ sah. Die einschlägige Monografie von Wolfgang J. Mommsen über „Max Weber und die deutsche Politik“⁹ ist intensiv aus den Briefen heraus gearbeitet. Wir verfügen bislang über keine vergleichbar konzentrierte Studie zu „Max Weber und die deutsche Wissenschaft“. Die im Rahmen der MWG vollständig vorliegende Briefedition¹⁰ erleichtert mit ihren ausführlichen Kommentaren einen solchen Zugriff.

IV.

Worin liegt die Eigenart des „Gelehrten“ Max Weber? Als er nach dem Studium in Heidelberg, Straßburg, Berlin und Göttingen und der juristischen Promotion an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin dort 1891 sein Habilitationsgesuch einreichte, beantragte er eine Zulassung als Privatdozent für Handelsrecht sowie Römisches Staats- und Privatrecht (165). Nach einem guten Jahr als unbesoldeter Privatdozent in Berlin freute er sich gegenüber der Mutter über die Aussicht auf einen nationalökonomischen Lehrstuhl in Freiburg, um nicht „an die doch relativ öde Juristerei geschmiedet“ zu bleiben (167).

In seiner Freiburger Antrittsvorlesung vom Mai 1895 machte Weber mit einem Paukenschlag auf sich aufmerksam. Er habe „Entsetzen über die Brutalität meiner Ansichten“ (168) zu deutschem Nationalstaat und polnischen Arbeitsmigranten erregt, meldete er Bruder Alfred. Natürlich zielte Weber auf politische Wirkung, aber ganz anders als in der dem 19. Jahrhundert vertrauten Rolle eines „politischen Professors“. Denn schon früh wurde die Trennung zwischen politischen Werten und wissenschaftlicher Analyse zu einem Fixpunkt seiner andauernden Reflexionen über den eigenständigen und „unvergänglichen Wert der Wissenschaft“. In dem befreundeten Althistoriker Theodor Mommsen sah er darin eine Art Rollenvorbild (180). Was kaum jemand weiß, in seiner frühen Karriere, bevor ihn die Krankheit arbeitsunfähig machte, war Weber als zeithistorischer Biograf vorgesehen und sollte für eine Buchreihe Gustav Schmollers den Begründer der deutschen Arbeiterbe-

wegung Ferdinand Lassalle porträtieren. Letztendlich war er aber „nicht sicher, ob ich für biographische Zwecke über so lebhaft Farben verfüge, wie sie bei Lassalle angebracht sind“ (175). Statt einem Schreibstil in „lebhaften Farben“ steigerte er sich, sobald er 1902 seine Arbeitskraft wiedergewonnen hatte, in theoretische Probleme der Nationalökonomie als einer Kulturwissenschaft. Immer wieder erörterte er mit seinen Briefpartnern, worauf es ihm bei der Verwissenschaftlichung des sozialen Denkens ankommt. Von seinen ersten Studien zum Agrarkapitalismus und zu den ostelbischen Landarbeitern an ging es ihm darum, „daß die bestehenden Meinungsgegensätze correcter formuliert werden“ (117). Abschaffen durch eine „Allgemeinlehre“ könne auch die Wissenschaften solche Meinungsgegensätze nicht. Denn die pluralistische Kultur der Moderne ist in ihrem Kern gezeichnet durch den „unausgleichbaren *Conflikt*“ der „Wertsphären“ (215).

Der Gelehrte der Moderne, sobald er „Wissenschaft als Beruf“ betreibt, zeichnet sich für Weber nicht mehr durch die Stärke des weltanschaulichen Bekenntnisses, die Kunst des kulturkritischen Essays oder die Schärfe des politischen Traktats aus. Als „Vorbedingung“ und erste Pflicht gilt ihm „die Schaffung einer *exakten Casuistik*“ (47). Gemeint ist die Prägung trennscharfer Begriffe und Entwicklung fachspezifischer Kategorien. „Das Denken ist nicht an die Grenzen der Wissenschaft gebunden“, schrieb er an Ferdinand Tönnies, den ersten Vorsitzenden der neu gegründeten „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“, „aber es soll sich nicht für Wissenschaft ausgeben, wo es nicht entweder 1.) Tatsachengliederung (einschließlich der Abstraktion und aller empirisch verifizierbaren Synthesen und Hypothesen) oder 2.) Begriffskritik ist.“¹¹ Webers Werk ist tatsächlich an dieser Maxime ausgerichtet, und mit Niemandem hat er erkenntniskritische Grundprobleme so gründlich erörtert wie mit dem „lieben Rickert“, dem seit der gemeinsamen Freiburger Zeit befreundeten Philosophen Heinrich Rickert. Rickert gegenüber erläutert er auch, worum es ihm in seinen Hauptwerken zu „Wirtschaft und Gesellschaft“ und zur „Wirtschaftsethik der Weltreligionen“ letztendlich gehe. Es sind die Wechselwirkungen zwischen persönlicher Lebensführung und sozialen Lebensordnungen

in unterschiedlichen Epochen und Kulturräumen, die ihn faszinieren. Knapp und bündig wie sonst an keiner Stelle bringt er sein handlungs- und ordnungstheoretisches Konzept auf den Punkt. Es gehe ihm um die „*Vorstellung* von der Geltung einer ‚*Ordnung*‘, und daß Menschen da sind, welche – als ‚*Leiter*‘ oder ‚*Verwaltungsstab*‘ ihr Handeln darauf einstellen: diese ‚*Ordnung*‘ als *empirisch* ‚geltend‘ *durchzusetzen*“ (225).

Webers Epoche war eine Zeit der Neuordnung allen wissenschaftlichen Wissens und galt als Zeitalter der Sammelwerke, Enzyklopädien und Handbücher. Es verblüfft zu sehen, wie energisch Weber nach seiner Entlastung von der Lehre als Privatgelehrter die Gelegenheiten ergriff, sich hier neue Arbeitsfelder zu erschließen. Die Korrespondenzen mit seinem Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) und den beteiligten Kollegen vermitteln einen Eindruck, mit welcher Intensität und auch Geduld sich Weber diesen neuen Aufgaben widmete.

So gab er zusammen mit Werner Sombart und Edgar Jaffé ab 1904 das „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik“ in neuer Gestalt als „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ heraus. Weber drängte darauf, das Archiv zum führenden Organ für die Theoriedebatten seines Faches zu machen. Er warb internationale Autoren wie den amerikanischen Soziologen und Bürgerrechtler W. E. B. Du Bois für einen Beitrag zu Rassenfrage und Klassenfrage (183) oder den russischen Ökonomen Alexander Tschuprow, um „in unsrer Zeitschrift die Entwicklung des *russischen* sozialwissenschaftlichen Denkens“ durch den besten Kenner „kritisch zu analysieren“ (193). In Ausnahmefällen griff er in Manuskripte ein. Mit dem Psychologen Willy Hellpach verhandelte er, „könnten Sie Sich entschließen, *Lamprecht* aus dem Spiel zu lassen?“, weil „wir ihn für einen Schwindler und Charlatan schlimmster Sorte halten, soweit er als Kulturhistoriker und Kulturtheoretiker auftritt“ (191).

Webers eigenes Konzept einer historischen Kulturtheorie ging ein in das Mammutwerk des „Grundriß der Sozialökonomik“, das zwischen 1914 und 1930 in acht großen Abteilungen erschien. Nach fünfjähriger Vorbereitung mit Entwürfen einer Wissensordnung, Einwerbung von Autoren und Redaktion erster Beiträge kündigte

Weber zu Sylvester 1913 dem befreundeten Verleger Paul Siebeck an, er habe für seinen eigenen Beitrag zu diesem Großunternehmen, der dann 1922 unter dem Titel „Wirtschaft und Gesellschaft“ erschien, eine „geschlossene soziologische Theorie und Darstellung“ entworfen: „Ich darf behaupten, daß es noch *nichts* dergleichen giebt, auch kein ‚Vorbild‘“ (219).

Nicht weniger energisch beteiligte sich Weber an der Ende Januar 1909 gegründeten Deutschen Gesellschaft für Soziologie (204), die er als eine Vereinigung von „Refusés“ im traditionellen wilhelminischen Akademiker-Milieu für besonders geeignet hielt, innovative Forschung zu betreiben (207). Enttäuscht über die geringe Bereitschaft seiner Mitstreiter, seinen eigenen Ideen soziologischer Theorie und Empirie zu folgen, trat er jedoch bald wieder aus. Die Briefe dokumentieren den Zwiespalt, in den er in der großen Umbruchphase der Wissenschaften von der Gelehrtenstube zum institutionellen „Riesenbetrieb“ (Adolf von Harnack) zu Beginn des 20. Jahrhunderts geriet. Einerseits galt ihm die „Zusammenarbeit vieler Gelehrter“ als das Gebot der Zukunft, wie er seinem Heidelberger Kollegen Georg Jellinek riet, als der ein „Institut für Internationales Recht und vergleichende Politik“ gründen wollte (203). Andererseits wollte Weber letztlich nicht auf seine „wissenschaftlichen Individualinteressen“ verzichten (208), für deren Umsetzung er selbstbewusst reklamierte, sie seien ohne „Vorbild“.

Ganz oben auf der Agenda seiner „Individualinteressen“ standen nach dem Rückzug aus der Politik die Arbeiten zur Protestantischen Ethik und zu den Weltreligionen, die er zu „Gesammelten Aufsätzen“ umarbeitete. „Ich habe nun *alle* Korrekturen der *Religionssoziologischen* Aufsätze durchgesehen [...]. Der I. Band wäre *an sich* so gut in sich gerundet“ (226), schrieb er an Paul Siebeck. Der „runde“ erste Band beginnt mit der neu verfassten „Vorbemerkung“ zu seinem religionssoziologischen Vergleich, mit dem er die „besondere *Eigenart*“ der europäischen Kultur herausstellen wollte.¹² Der Brief stammt vom 30. Mai 1920. Das sind wenige Tage, bevor Weber wegen einer Grippeerkrankung die Vorlesungen ausfallen lassen musste, und vierzehn Tage, bevor er am 14. Juni starb. Der Tod hatte ihn mitten aus seinem gelehrten Lebensalltag gerissen.

V.

Ab 1908 war Max Weber in Heidelberg „per Telefon (N^o 1401)“ erreichbar.¹³ Manches an Absprachen und Verständigung innerhalb seines weitgespannten Netzwerkes von Familie und Verwandten, wissenschaftlichen und politischen Wegbegleitern dürfte dadurch verloren gegangen sein. Aber zum überwältigenden Teil verlief die Kommunikation über Briefe. Sie erschließen uns seine persönlichen Charakterzüge wie seinen gelehrten Habitus, seinen Umgang mit Freunden wie mit Gegnern, seinen Hang zur „Intellektualisierung“ aller Weltbeobachtungen wie seine zuweilen überbordende Emotionalität.

Webers Briefsprache beherrscht die gesamte Skala von einfühlsamer Teilnahme an menschlichen Schicksalen bis zu rechthaberischer Streitlust. Die Anrede „lieber Freund“ wie bei Robert Michels, Gerhart von Schulze-Gaevernitz oder Emil Lask kommt selten vor. Das „Du“ ist dem engsten privaten Austausch vorbehalten. Nuanciert sind Webers Unterzeichnungen. Für die bayerische Ministerialbürokratie empfindet er ein „Mit vorzüglicher Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenster“ als angemessen (223). Kollegiale Distanzierung drückt ein „Mit vorzüglicher Hochachtung und Ergebenheit und angelegentlicher Empfehlung“ aus (224). Der älteren Gelehrtengeneration gebührt ein „in Verehrung“ (213), der normale Umgang mit einem „sehr geehrten Herrn Collegen“ schließt mit „bester Empfehlung“, nur die wenigen Freunde erhalten „herzliche Grüße“.

Eine Eigenschaft des Gelehrten Weber sticht besonders hervor, Paul Honigsheim hat sie mit geistiger „Besessenheit“ schon treffend charakterisiert. In „Wissenschaft als Beruf“ hat Weber die Moderne „mit der ihr eigenen Rationalisierung und Intellektualisierung“ als das „Schicksal unserer Zeit“ bezeichnet.¹⁴ Seinen persönlichen Beitrag als Gelehrter hat Weber darin gesehen, an dieser Intellektualisierung auf seine Weise mitzuwirken, sie nach seinen Kenntnissen, Fähigkeiten und kulturellen Wertgesichtspunkten mit zu gestalten. Nach welchen rigorosen Maßstäben er dies tat, davon zeugen die Briefe. Weber war ein Meister des belehrenden Gestus.

Sandte ihm jemand ein Werk, wie Michels seine Schrift über die „Grenzen der Geschlechtsmoral“, erhielt er die Antwort, „im Übrigen fangen die eigentlichen Probleme grade da *an*, wo Sie aufhören. Das ist aber kein ‚Vorwurf‘“ (211). Die Liebe zur offensiven Kritik macht für Weber den Gelehrten-Diskurs aus. Und wechselseitig muss sie sein, daher seine Aufforderung: „Bitte polemisieren Sie so *scharf wie möglich* gegen meine Ansichten an den Punkten, wo wir differieren“ (194).

Lektürehinweise

- Ghosh, Peter, *Max Weber and the Protestant Ethic. Twin Histories.* – Oxford: Oxford University Press 2014.
- Hübinger, Gangolf, *Max Weber. Stationen und Impulse einer intellektuellen Biographie.* – Tübingen: Mohr Siebeck 2019.
- Kaube, Jürgen, *Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen.* – Berlin: Rowohlt 2014.
- Lepsius, M. Rainer, *Max Weber und seine Kreise.* – Tübingen: Mohr Siebeck 2016.
- Meurer, Bärbel (Hg.), *Marianne Weber. Beiträge zu Werk und Person.* – Tübingen: Mohr Siebeck 2004.
- Müller, Hans-Peter/ Sigmund, Steffen (Hg.), *Max Weber Handbuch. Leben – Werk – Wirkung.* – Stuttgart: J. B. Metzler 2014.

* Die Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf diesen Band.

- 1 MWG I/17, S. 84.
- 2 MWG I/18, S. 101.
- 3 Honigsheim, Paul, *Der Max-Weber-Kreis in Heidelberg*, in: *Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie V (1926)*, S. 270–287.
- 4 Vgl. hierzu Weber, Max, *Reisebriefe (Ausgewählte Briefe, hg. von R. Aldenhoff-Hübinger und E. Hanke, Band 1).* – Tübingen: Mohr Siebeck 2019.
- 5 Vgl. Hübinger, Gangolf, *Max Weber. Stationen und Impulse einer intellektuellen Biographie.* – Tübingen: Mohr Siebeck 2019, S. 276.
- 6 Bruhns, Hinnerk, *Max Weber und der Erste Weltkrieg.* – Tübingen: Mohr Siebeck 2017, S. 58.
- 7 Mommsen, Wolfgang J., *Max Weber und die deutsche Politik 1890–1920*, 3., verbesserte Aufl. – Tübingen: Mohr Siebeck 2004, S. 329–331.
- 8 Brief an Clara Mommsen vom 14. April 1920, in: MWG II/10, S. 983.
- 9 1. Aufl., Tübingen 1959, 2., überarb. und erweiterte Aufl., ebd. 1974, 3. verbesserte Aufl. wie Anm. 7.

- 10 Vgl. dazu „Zur Briefausgabe“, unten, S. 230.
11 Brief an Ferdinand Tönnies vom 19. Febr. 1909, in: MWG II/6, S. 64.
12 MWG I/18, S. 101–121, hier S. 116.
13 Brief an Oskar Siebeck, vor dem 27. Febr. 1908, in: MWG II/5, S. 436.
14 MWG I/17, S. 109.

Gelehrtenbriefe